

Michael Krüger Unter Dichtern

Suhrkamp



SV

Michael Krüger
Unter Dichtern

Suhrkamp

Für Ariane

Erste Auflage 2025

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Gruppenfoto 1981 in Australien mit Arnfrid Astel,
Michael Krüger, Jürg Federspiel, Peter Rühmkorf (von links),
Hans Magnus Enzensberger und Reinhard Lettau (vorn);

Akademie der Künste, Berlin, Reinhard-Lettau-Archiv, Nr. 775.2

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43256-3

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorwort 7

Dichter in der Hildeboldstraße 31

Herzogstraße 53

Liebigstraße 87

Ambach 159

Dichter auf Reisen 207

Zurück in der Herzogstraße, nur etwas vornehmer 265

Kaiserstraße 333

Lucile-Grahn-Straße 405

Condom 443

Gellertstraße 503

Allmannshausen 543

Nachweise 609



Foto: Stefan Moses

Vorwort

Eine Erzählung von Danilo Kiš wird mich mein restliches Leben lang begleiten: die »Enzyklopädie der Toten«. In einem riesigen unterirdischen Magazin in der schwedischen Hauptstadt Stockholm – man denkt sofort an das Bergwerk von Falun – hat eine Gruppe von Archivaren die Biographien all der Menschen gesammelt, die sonst in keinem Nachschlagewerk vertreten sind. Jeder der monumentalen Säle ist einem Buchstaben gewidmet – was es der Besucherin, die sich für eine Nacht dort einschließen lässt, leichtmacht, sofort den Ordner mit den Materialien ihres verstorbenen Vaters zu finden. Es wird für sie keine leichte Lektüre. Denn in den Mappen und Umschlägen, die sich unter ihrem Blick wie in einem Bild von Escher immer weiter verzweigen und in ungeahnte Tiefen führen, finden sich nicht nur der Lebenslauf, die Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunde, sondern, in einer auf den ersten Blick nicht fassbaren Ordnung, sämtliche Daten und Taten des verstorbenen Vaters: wo und wie er gelebt hat, welcher Arbeit er nachgegangen ist, wann und in wen er verliebt war und wen er geheiratet hat. Sogar die Seitensprünge sind korrekt verzeichnet. Dazu natürlich sämtliche Bücher, die er gelesen, die Zigarettenmarken, die er geraucht und die seine Lunge ruiniert haben, seine Reisen, seine Hoffnungen, seine Sprüche und seine merkwürdigen Hobbys – mit anderen Worten: das GANZE LEBEN mit all seinen Zufällen und Banalitäten, seinen seltenen Höhepunkten und seinen furchtbaren (selbstverschuldeten und von anderen erzwungenen) Abstürzen. Das Unheimliche an dieser unheimlichsten Enzyklopädie, die sich ausdenken lässt, ist die kaum erklärbare Tatsache, dass die Texte zu den Menschen während der Lektüre an Umfang noch zunehmen und nicht etwa ausdünnen,

als sei auch ein noch so am Rande gelebtes Leben mit allen verfügbaren Wörtern der Welt nicht zu beschreiben.

Ich will die Pointe hier nicht vorwegnehmen. Es lohnt sich, diese verblüffende Eloge auf das Leben selber zu lesen – und ganz besonders für die, die darüber stöhnen, dass die Literatur nichts ausrichten könne, dass sie keine (öffentliche) Bedeutung mehr habe. Solche Menschen müssen sich einmal in die Labyrinth des Argentiniers Jorge Luis Borges begeben oder eben sich von Danilo Kiš erklären lassen, wie unendlich die Möglichkeiten sind, das eigene Leben zu beschreiben; von Subotica, dem vielsprachigen Städtchen in der Vojvodina, wo Kiš 1935 auf die Welt kam, nach Buenos Aires, der argentinischen Hauptstadt, in der Borges kurz vor der Jahrhundertwende geboren wurde, ist es für große Schriftsteller nur ein Katzensprung; ihre Sterbeorte liegen mehr oder weniger nebeneinander: Borges starb 1986 in Genf, Kiš drei Jahre später in Paris; ihre Unterhaltung dauert an.

Mit beiden Autoren hatte ich zu tun, das heißt: Ich bin ihnen begegnet. Den greisen, fast blinden Borges sehe ich noch genau vor mir, wie er 1980 die ersten Bände der ersten Ausgabe seiner gesammelten Werke im Hanser Verlag in München-Bogenhausen in Empfang nahm. Eine solche Ausgabe gab es weder in spanischer Sprache, was daran lag, dass der Dichter in der Welt herumzog und seine schmalen Bücher an den verschiedensten Orten publizierte, noch auf Englisch, das er, als lebenslanger Liebhaber der englischen Literatur, so gut beherrschte. Schon in den späten fünfziger Jahren hatte der Verlag begonnen, die Erzählungen und Essays (vor allem in der Übersetzung von Karl August Horst) zu drucken, jetzt stellten wir sie neu zusammen und baten Freunde des Hauses um Nachworte: von Umberto Eco (der Borges neben James Joyce als den von ihm am meisten bewunderten Schriftsteller bezeichnete und ihn versteckt oder verkleidet in seinen Romanen auftreten ließ) über Lars Gustafs-

son, Curt Meyer-Clason (der auch einen großen Teil der Gedichte übersetzte) und Caroline Neubaur bis zu Dietmar Kamper entstand so ein großes Spektrum von Ansichten über die Sphinx aus Buenos Aires, die ja nie Autor von gut verkäuflichen Büchern war; leider war das Gegenteil der Fall. (Trotzdem haben wir später, mit Hilfe des Fischer Taschenbuchverlags, noch eine weitere Gesamtausgabe erarbeitet, mit Gisbert Haefs als Herausgeber.)

Borges, der zusammen mit seiner Frau Maria Kodama in den Verlag gekommen war, erhielt von uns in einer feierlichen Zeremonie das erste Exemplar. »Beredtes Schweigen. Hüsteln. Die Vertreter des Verlages schauen sich mit gerunzelter Stirn an.« Es war wie bei einer »suspense«-Szene in einem Hitchcock-Film. Borges nahm das Buch in die Hand, drehte es nach allen Seiten, roch daran, schlug es auf, beschaute sich das Titelblatt, blätterte, tat so, als würde er lesen, indem er die Lippen bewegte – der Zuschauer sollte nicht sicher sein, ob der alte Herr wirklich blind war oder aus undurchsichtigen Gründen nur einen Blinden spielen sollte. Dann sprach das Orakel die erlösenden Worte: Es ist das schönste Buch, das ich je in meinen Händen gehalten habe. Da der große Autor einmal Direktor der argentinischen Nationalbibliothek war und alle schönen und schönsten Bücher in seinen Händen gehalten hatte, ergänzten wir bescheiden im Stillen: ...von mir; es war die schönste Ausgabe eines Buches »von mir«, die er je in der Hand gehalten hatte. Aber als könnte er zwar nicht mehr sein eigenes Buch lesen, wohl aber hinter unseren Stirnen, fügte er gleich an: Vergleichen Sie nur mein Buch hier mit der Erstausgabe des »Endymion« von Keats, dann wissen Sie, was ich meine.

Was ging in diesem Kopf vor? Wollte er sich über uns lustig machen, die wir zwar wussten, wer Keats war, aber – vielleicht mit der Ausnahme von Fritz Arnold, unserem Chef – nie eine Zeile von ihm gelesen hatten; und wie die erste Ausgabe des

»Endymion« aussah, wussten wir gleich dreimal nicht. Die Synapsen im Gehirn von Borges waren anders geschaltet als die von normalen, halbwegs gebildeten Mitteleuropäern, man muss nur seine »Spiegel-Theorie« lesen, dann weiß man, was ich meine. Mit einem Wort: Er war nicht nur zufrieden, er war glücklich.

Danach »Schnittchen« und Kaffee. Bei dieser Gelegenheit habe ich ihn nach seinen deutschen Vorlieben ausgefragt, die hier und da in seinen Texten »aufblitzen«. Es kamen erstaunliche Sachen heraus, so seine Schwärmerei für die deutsche Revolution nach dem Ersten Weltkrieg, der er, damals Schüler in Genf, »beitreten wollte«, wie man einem Club beitrifft. Aber zunächst musste er natürlich Deutsch lernen. Und wie lernt man am besten eine fremde Sprache? Indem man Gedichte übersetzt. Warum er sich dann ausgerechnet den heute (vielleicht zu Unrecht) vergessenen Kurt Heynicke ausgesucht hat, bleibt ein Rätsel; wahrscheinlich hat er dessen Texte in der expressionistisch-revolutionären Zeitschrift »Die Aktion« gelesen oder im »Sturm«, jedenfalls erinnerte er sich an die Namen der Herausgeber, Franz Pfemfert und Herwarth Walden.

Viele Jahre nach dem Tod des Meisters habe ich einmal (zusammen mit Hanns Zischler) anlässlich eines Abends zu Ehren des Autors und in Anwesenheit der Witwe Maria Kodama im Instituto Cervantes in Berlin über Borges und Deutschland gesprochen. Das müssen Sie unbedingt publizieren, so Frau Kodama – das war das Stichwort, auf das Hanns und ich gewartet hatten. Da auch Maria Kodama tot ist, kann ich hier getrost aufschreiben, warum wir so dringend mit ihr sprechen wollten. Borges hat mehrere kleine Schriften als Co-Autor herausgegeben, unter anderem eines über die isländischen Sagas, die eine Zeitlang seine Phantasie beflügelten. Diese Bücher wurden nach dem Tod von Borges aus seinem Werk ausgeschieden und durften auch nicht übersetzt werden – und böse Stimmen be-

haupteten, dass Maria Kodama – die Erbin der Rechte und Testamentsvollstreckerin – verhindern wollte, dass der Name von Borges im Zusammenhang mit anderen Frauen (außer der Mutter) genannt wird. Noch böhere Stimmen verbreiteten das Gerücht, er habe die Co-Autorinnen, mit denen er befreundet war, nur deshalb mit auf den Umschlag gesetzt, um die Mutter zu beruhigen: Wir arbeiten, Mutter, du kannst ganz beruhigt sein. Hanns Zischler jedenfalls, der in seinem kleinen, aber sehr feinen Verlag Alpheus die Saga-Schrift publizieren wollte, erhielt trotz vieler Interventionen (auch meinerseits) nicht die Rechte ... Was natürlich damit zusammenhängen könnte, dass die bösen Stimmen gar nicht böse waren, sondern »nur« die Wahrheit sprachen. Was natürlich nichts zu tun hat mit meiner bleibenden Verehrung des dichterischen Werks des argentinischen Autors. Sollte ich allerdings noch länger am Leben bleiben, werde ich das sehnlichst erwartete Buch über Schriftsteller-Witwen schreiben, in dem Borges und seine Frau Maria Kodama eine wichtige Rolle spielen werden.

Aber noch einmal zurück zu dem großen Poeten aus der Vojvodina, Danilo Kiš, dem Autor der Geschichte »Enzyklopädie der Toten«. Zu seinem achtzigsten Geburtstag am 22. Februar 2015 habe ich in der ZEIT eine kleine Erinnerung an diesen wunderbaren Menschen veröffentlichen dürfen:

»Ah, Michel! Deutschmark!«

Er sah aus wie der Gitarrist der »Rolling Stones«, Keith Richards, in seinen besten Jahren: groß, schlaksig, breit gebaut, hager, eine Welle aus dunklen Haaren über der hohen Stirn; ein Melancholiker, der sich zeitweise mit Ironie über Wasser hielt; ein Schriftsteller, der so lange nichts schrieb, wie ihm die »Gnade der Form« versagt blieb; ein Unbeugsamer, der nichts von

intellektuellem Geschwätz hielt; ein Mann mit mitteleuropäischem Herzen, dem der Begriff Mitteleuropa auf den Wecker ging; ein vielsprachiger Kosmopolit und geprüfter Emigrant, dem alle Wehleidigkeit zuwider war – und ein liebenswerter Mensch. So stand er eines Tages neben mir an einer Hotelbar in Lissabon, und da ich ihn erkannte, begann ich, ihm von seinem Roman »Garten. Asche« vorzuschwärmen, diesem Wunderbuch der Trauer und der Vergegenwärtigung, dem zärtlichsten Buch über einen Vater, das je geschrieben wurde. Ich konnte nicht aufhören, in meinem furchtbaren Französisch seine Bücher zu rühmen, die Vorzüge seines Stils, seine Neigung zu Dokumenten, sein Spiel mit der Zeit, seinen Witz und seine abgrundtiefe Traurigkeit, seine zärtliche Aufmerksamkeit für die noch so kleinen, unwichtigen Dinge; ich verglich ihn mit Bruno Schulz und mit Primo Levi, in deren Werken ich mich gut auskannte, mit Isaac Singer und Bernard Malamud, ich stellte ihn – mit der Ausnahme von Vasko Popa – über alles, was ich von jugoslawischer Literatur wusste, und benahm mich insgesamt wie ein Schüler, der sich nach der Vorlesung bei seinem Professor einschmeicheln will. Danilo Kiš schaute mich die ganze Zeit über wie ein seltsames Insekt an. Er rauchte (wie ein Profi, das heißt, er zündete sich eine Gitane an der anderen an), trank (eine Art portugiesischen Cognac, von dem er gar nicht genug kriegen konnte) und blickte mir in die Augen. Und sagte schließlich mit seiner durch viel zu viel Rauch gebeizten Stimme: Du musst dich nicht so anstrengen, ich kenne die Bücher und ihren Wert sehr genau, ich habe sie nämlich selber geschrieben. Darauf bestellte er noch eine Runde, dann machten wir uns auf in die Altstadt, wo er bereits nach zwei Tagen bestens bekannt zu sein schien, und verbrachten den Abend zusammen. Da es eine große Zahl von Autoren gab, die wir beide liebten, war bald auf einer Serviette ein literarisches ABC beisammen, das von A wie Andrić über B wie Borges, C wie Calvino und

D wie Danilo bis zu Z wie Zeno Cosini ging, eine weitere Liste neben den vielen anderen, die in seinen Büchern eine lebenswichtige Rolle spielen, wenn es darum geht, festzuhalten, was einen mit dem Leben noch verbindet.

Die Serviette ist leider ebenso verlorengegangen wie viele Details der Unterhaltung, weil Danilo darauf bestand, erst dann ins Hotel zurückzukehren, wenn wir sicher sein konnten, keinen der Kongressteilnehmer mehr anzutreffen. Er hatte einen Horror vor interessanten Gesprächen mit besorgten Menschen. Kiš war, besonders im Kreis von sogenannten Salon-Linken, wie sie ihm in Paris und auf Kongressen auf Schritt und Tritt über den Weg liefen, ein strikter Anti-Kommunist, dem das Einerseits-andererseits dermaßen auf den Geist ging, dass dieser sanfte Mensch bis zur schroffsten Grobheit gereizt reagieren konnte. Ich glaube, von Kundera stammt die Bemerkung, Kiš sei der einzige ihm bekannte Schriftsteller, der in seinen Büchern nicht einen Satz an politische Gemeinplätze verschwendet hätte. Und am Ende seines kurzen Lebens sagte Kiš selber in einem Interview: »Ich gehe davon aus, dass wir nichts wissen. Die Metaphysik ist eine Art Poesie in Prosa. Der Mensch ist ein Unbekannter. Wir wissen nicht, woher wir kommen, wir wissen nicht, wohin wir gehen, und wir wissen nicht, warum wir existieren. Wir verharren im Unbekannten, wie am Anfang der Welt oder am Anfang des Menschen.«

Nach dieser denkwürdigen Nacht in Lissabon haben wir mit Hilfe von Ilma Rakusa, Pascale Delpech und Peter Urban alle seine Bücher verlegt, leider nicht immer mit dem Erfolg, den sie verdient hätten. Wenn ich Danilo anrief und er meine Stimme erkannte, rief er fröhlich ins Telefon: Ah, Michel Deutschmark, bonjour! Er brauchte, wie alle Schriftsteller, die etwas tugen, Zuspruch, Anerkennung und Geld. Und dieser Emigrant und Bohemien brauchte besonders viel davon, weil er mit jedem seiner Bücher etwas Neues wagte, ein unbekanntes Ter-

rain erobern wollte. Aber im Grunde ging es natürlich immer nur darum, den Schmerz zu besiegen, der ihm mit dem Verlust des Vaters zugefügt worden war. »Im Jahre 1944«, schreibt Kiš in einem Lebenslauf, »wurden mein Vater und all unsere Verwandten nach Auschwitz deportiert, und von dort ist fast keiner zurückgekehrt.«

Danilo Kiš, der heikle Patriot, starb kurz vor dem Untergang Jugoslawiens.

Ich will an Danilo Kiš erinnern, weil ich befürchte, dass auch er schon in Vergessenheit geraten ist, trotz aller Anstrengungen, für sein nicht besonders umfangreiches Werk auch in Deutschland Leser zu finden. Aber es gibt ja gottlob die fleißigen anonymen Bibliothekare und anderen Zulieferer der »Enzyklopädie der Toten«, die alle seine Spuren sammeln, dokumentieren und zur Verfügung stellen. (Einer von ihnen ist Karl-Markus Gauß, der große Wanderer durch Mitteleuropa aus Salzburg, der nicht müde wird, die Bedeutung von Danilo Kiš hervorzuheben.)

Meine in diesem und dem vorangegangenen Band (»Verabredung mit Dichtern«) gesammelten Erinnerungen und Porträts sollen nichts anderes sein als Zulieferungen zu diesem gemeinsamen Projekt einer »Enzyklopädie der toten Schriftsteller«, die in den Höhlen unter Stockholm entsteht. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn Danilo Kiš den Nobelpreis für Literatur erhalten hätte (oder eben Borges, Italo Calvino, Aleksandar Tišma oder Vasko Popa, Giuseppe Ungaretti oder Botho Strauß, Amos Oz, Jehuda Amichai oder David Grossman, Harry Mulisch, Cees Nooteboom, Hugo Claus, John Burnside, Max Frisch, Hans Magnus Enzensberger und Jürgen Becker oder Inger Christensen, um nur ein paar Namen zu nennen, die mir ge-

rade in dieser Sekunde durch den Kopf gehen), »verdient« (was immer das heißen mag) hätte er ihn natürlich allemal. Aber auch die noble Nobel-Stiftung kann den Preis leider nur einmal im Jahr vergeben. Wäre genug Geld für einen monatlichen Nobel-Preis vorhanden, würden wir uns leichter tun mit der Gerechtigkeit.

Keiner weiß, wie lange ein Schriftsteller »überlebt«, das heißt, wie lange es nach seinem Tod noch Leser gibt, die aus seinen Büchern einen »Gewinn« ziehen. Eben war ein Autor noch in aller Munde, schon spricht keiner mehr von ihm. Selbst seine »runden« Geburtstage werden nicht mehr erwähnt, geschweige denn »begangen«. Je länger es so etwas wie freie Schriftsteller gibt, also seit etwa dreihundert Jahren, desto mehr hat die Literaturwissenschaft zu tun, dieses Gewimmel von Namen und Werken zu sortieren: Göttinger Hainbund (kann vernachlässigt werden), Pegnitz-Schäfer (?) oder Romantische Schule (!), Expressionismus (wichtig) – alles schön und wichtig für Fachleute, aber warum soll ich meine kurz bemessene Lebenszeit mit der Lektüre dieser Bücher verbringen? Heute ist es wichtig geworden zu wissen, ob Theodor Storm ein Antisemit war, weil im zutreffenden Fall die Theodor-Storm-Schule umbenannt werden muss – aber soll ich noch einmal seine Novellen lesen? (Ja, sollst du, lieber Leser!) Der sogenannte gebildete Zeitgenosse ist eine Wunschvorstellung aus fernen Zeiten. Heute spielt es keine Rolle, ob der Industriekaufmann in seiner Freizeit Rilke liest – oder James Joyce, aber es wird doch lieber gesehen, wenn er sich in den neuesten Forschungen zur KI auskennt als bei Flaubert.

Und dennoch ... gibt es Menschen, die ihr ganzes Leben damit verbringen, in dem endlosen Meer der Literatur herumzuschwimmen. Für sie habe ich dieses Buch geschrieben.

Ich war etwa dreizehn Jahre alt, als ich mich zum ersten Mal für den Beruf des Dichters zu interessieren begann. Mein Vater war mit Edwin Maria Landau befreundet, der in seiner Jugend mit Wolfgang Frommel den »Verlag Die Runde« gegründet hatte, ein strenger, immer etwas bekümmert dreinblickender Mensch, der uns häufig besuchte. Es dauerte nie lange, bis sie auf Stefan George zu sprechen kamen, ein Idol ihrer Jugend, und kaum war der Name gefallen, setzte mein Vater, ein Jurist und Beamter, ein spezielles Gesicht auf, wie wir es sonst von ihm nicht kannten: Er legte den Kopf schief, verdrehte die Augen und machte insgesamt den Eindruck von Entzückung. George war ein Dichter, ein wirklicher Dichter, der herausragende Dichter der Vorkriegszeit. An ihm führte kein Weg vorbei, an ihm durfte nicht gerüttelt werden. Auch danach gab es noch Autoren, die dichteten, aber sie waren keine Dichter im eigentlichen Sinne. Gelegentlich flochten Herr Landau und mein Vater in ihren Dichterdienst ein paar Zeilen des Verehrten, die allerdings anders klangen als alles andere. Als Mitglied der evangelischen Jungenschaft unter der Leitung des literarisch beschlagenen Claus Eggers konnten wir den »Zupfgeigenhansel« mehr oder weniger auswendig, und wenn wir »Wildgänse rauschen durch die Nacht / mit schrillum Schrei nach Norden« sangen, begleitet von meinen beiden mit »Zupfgeigen« vertrauten Brüdern, blieb kein Auge trocken. Aber das waren, wenn ich Herrn Landau folgte, Gebrauchslieder. Und »Am Brunnen vor dem Tore«, mein Lieblingslied? Das ist ein Volkslied. So ging es bis zum Ende des Mittagessens. Alles war immer etwas anderes, aber die wirklichen, wahren Gedichte hatte Stefan George gedichtet, nur er – und allenfalls Rilke – war im strengen Sinne ein Dichter.

Kein Wunder, dass ich mich für diesen Dichter zu interessieren begann, dessen eigentümlich gedruckte Bücher im Bücherschrank meines Vaters standen. Das soll nicht heißen, dass die

übrige Welt mich kaltließ, im Gegenteil, ich nahm regen Anteil an unseren Diskussionen, die am Sonntag nach dem Essen bis in den Nachmittag hinein dauern konnten. Mein Vater hatte zum Beispiel einen Verwandten, der in Debrecen in Ungarn Theologie lehrte, wo gerade ein Volksaufstand gegen die moskauhörige Regierung von sowjetischen Panzern erstickt worden war – das hatte man, nach Chruschtschows Rede zur Entstalinisierung, »dem Russen« nicht zugetraut. Während »unser Hitler und seine Bande« 1956 sehr selten diskutiert wurden, saß – und ganz besonders in Berlin – der Russe eigentlich immer mit am Tisch, ein »an sich« netter Mensch, der auch nur leben wollte, aber von einer ungehobelten Bande regiert wurde, die nur Böses im Sinn hatte. Das reine Gegenstück zu dieser Bande gab es im Fürstentum Monaco zu bewundern, wo der Fürst Rainier III. erfolgreich um die Hand der amerikanischen Schauspielerin Grace Kelly geworben hatte. Unfassbar, mit welcher ironischen Herablassung in unserer Familie über den Fürsten gesprochen wurde, der natürlich, im eigentlichen Sinne, gar kein Fürst war, sondern ein dicklicher Operettenheini, der ein Spielcasino betrieb, um das herum ein paar Häuser standen, die er gut vermietet hatte. Und bei allem Respekt vor ihrer schauspielerischen Leistung war Grace Kelly, die bekanntlich Majer hieß, doch nicht plötzlich eine Fürstin, wenigstens nicht im deutschen Sinne. Was Schauspielerinnen betrifft, so wurde natürlich in jenem Jahr auch die Ohrfeige diskutiert, die Käthe Dorsch in Wien dem Kritiker Hans Weigel verpasst hatte (den der Theaterkritiker Edwin Maria Landau natürlich gut kannte, aber nicht verteidigte). Während meine Mutter den pragmatischen Standpunkt einnahm, dass eine Ohrfeige »dann und wann« nicht nur nicht schaden, sondern sogar zu mehr gegenseitigem Respekt führen könne, war mein Vater »vom Juristischen her gesehen« dagegen: »Wenn das jeder machen würde!« Es machte aber nicht jeder, so dass die nächste Ohrfeige erst

viele Jahre später diskutiert werden musste, als nämlich 1966 Beate Klarsfeld dem gerade gewählten Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger eine verpasste.

Wir Kinder waren alle auf der Seite von Käthe Dorsch, die sich ja nur gewehrt hatte. (An diese Diskussionen musste ich denken, als kürzlich ein Choreograph mit der Hundescheiße vom eigenen Hund eine Kritikerin beworfen hatte.) Und schließlich wurde in genau jenem Jahr auch der Tod von zwei Dichtern diskutiert, die ganz in der Nähe von uns gelebt hatten: Gottfried Benn und Bert Brecht. Während Benn mit seinem Nebenjob als Hautarzt – mein Bruder Hanspeter: Geschlechtskrankheiten – noch gerade so durchging, wurde Brecht nur als fauler Fuffziger hingestellt, der sich »dem Russen« in die Arme geworfen hatte, aber seine Zigarren und Apfelsinen mit amerikanischem Pass im Westen kaufte. Über den Dichter Brecht, den ich drei Jahre später für mich entdeckte, kein Wort.

Aber immerhin: Es gab Dichter unter uns, deren Tod betrauert wurde! Der eine besaß sein eigenes Theater, in dem er seine eigenen Stücke aufführen konnte, der andere eine Arztpraxis – während der wahre Dichter, Stefan George, nichts besessen hatte außer den Kleidern auf seinem Leib. Nun war George natürlich im Vorteil, weil er – anders als Benn und Brecht – nicht mehrere Frauen zu versorgen hatte und damit auch keine Kinder, die ständig um ein Eis oder ein Fahrrad bettelten. Er war und blieb allein in der Runde seiner Freunde, so etwa mein Vater, und nur und ausschließlich seinem stetig wachsenden Werk verpflichtet.

Ich habe mich schon damals gefragt, was Dichter tun, wenn sie gerade nicht dichten. Ist Nicht-Dichten die Voraussetzung für das Schreiben von Gedichten? Und: Wie lebt ein Dichter? In Berlin, wo ich aufgewachsen bin, gab es damals keine Dichter, die ich hätte fragen können. Ich spreche natürlich von dem

dichtungsfreien West-Berlin, denn im Osten der Stadt gab es zahllose Dichter, deren Namen auch hin und wieder in unserer freien West-Presse auftauchten, wenn sie unbotmäßige Verse verfasst hatten. Wir fanden die Zensur in der DDR, die manchmal einzelne Worte verbieten wollte, lächerlich und für die Ziele des Sozialismus untauglich, wie uns überhaupt die gesamte Organisation und Selbstdarstellung des anderen deutschen Staates spießig, kleinbürgerlich und verlogen vorkam. Aber man hielt lieber die Klappe. Die Dichter sollten selber sehen, wie sie sich mit dem Staat arrangieren wollten, sie brauchten keine Besserwisser aus der West-Zone, die durch Interventionen und Ratschläge die Sache nur schlimmer machten.

Doch, es gab einen wirklich großartigen Dichter in West-Berlin: Günter Bruno Fuchs. Mit seinem mächtigen Kopf mit der hohen Stirn sah er aus wie ein jüngerer Bruder von Balzac, auch er hatte einen stattlichen Bauch und einen unstillbaren Durst. Er passte überhaupt nicht in die Wohnblockästhetik in Wilmersdorf, wo er, als ich ihn noch in meiner Zeit als Lehrling kennenlernte, mit seiner Mutter in einer kleinen Dreizimmerwohnung lebte. Der Vater, ein ehemaliger Portier des Hotels Adlon, war in den Wirren der Nachkriegszeit »verschüttgegangen«, wie man in Berlin sagte, erst viele Jahre später tauchte er wieder auf und bat den Sohn um einen Besuch in seiner gepachteten Pension am Tegernsee. Weil Günter Bruno Fuchs einen solchen Bammel hatte, ihn wiederzusehen, bat er mich, der inzwischen sein Lektor war, ihn zu begleiten. Er wollte mit dem Zug nach München reisen, bei mir übernachten, am folgenden Tag Herrn Dr. Carl Hanser und seine Freunde im Verlag sehen, Fritz Arnold, Claus Seitz (den Hersteller und Grafiker, der die immer besonders »angezogenen« Bücher von Fuchs betreute) und Christoph Schlotterer, und am nächsten Tag, einem Freitag, wollten wir dann ganz jermütlich seinen Vater und dessen neue Frau besuchen. Die auf drei Tage geplante, eine Woche dauern-